

Nekr

H
189



- 1914: 111. Reallexikon a. a. O. Artikel „Indiktion“, „Jul.“.
112. Die Interpolationen in Prokops Anekdota, Rh. M. S. 284 bis 298.
- 1915: 113. Reallexikon a. a. O. Artikel „Lunarbuchstaben“, „Monat“, „Mondzirkel“, „Ostern“, „Quatember“.
114. Xenophons scripta minora. Leipzig (Teubneriana). XXIV und 200 S. 8^o.
115. Vom Cisiojanus, Altpreußische Monatschrift S. 68—75.
116. Die griechischen Briefe des Brutus, Rh. M. S. 315—325.
- 1916: 117. Justus von Tiberias, Rh. M. S. 289—308.



Rudolf Hinz

SA (Jahresbericht [über die Fortschritte der
klass.] Altertumswiss. 181. [Beibl. Biograph.
Jahr Buch f. Altertumskde. 39]). [Juz. 1919]

Nehr H 189

Rudolf Hirzel.

Geb. 20. März 1846, gest. 30. Dezember 1917.

Von

Benno v. Hagen in Jena.

Rudolf Hirzel hat schlecht für seinen Ruhm gesorgt. Bei Lebzeiten ist der in stiller Zurückgezogenheit schaffende Gelehrte nur mit seinen Werken, fast nie mit seiner Person an die Öffentlichkeit getreten. Eine „Schule“ im gewöhnlichen Sinne des Wortes hat er als akademischer Lehrer nicht gehabt. So außerordentlich der Umfang seiner zahlreichen Bücher und Aufsätze ist, so wenig — im Verhältnis zu anderen — sind sie besprochen worden. „Sie machen ja ordentlich Reklame für Ihren alten Lehrer,“ schrieb er mir, als ich seinen „Plutarch“ angezeigt hatte. Irgendwelche Veranstaltungen zu seinem 70. Geburtstage hatte er abgelehnt. Sein Tod fiel in schwere Kriegszeit; wie Schiller ist er „ohne Aufsehen zu machen“ von hinnen gegangen. Warme Worte zu seinem Gedächtnis hat Alfred Körte am 14. November 1918 — am Leibniztage — in der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften dem Sohne der Stadt Leipzig gewidmet¹⁾.

Manche Anregungen und Einzelheiten verdanke ich dem engeren Kollegen Hirzels, Herrn Geheimen Rat Professor Georg Goetz in Jena, der mir auch liebenswürdig Einblick in Hirzels nachgelassene Dokumente gewährte. Dank schulde ich ferner für persönliche Mitteilungen der Witwe des Verstorbenen, Frau Dorothea Hirzel. Bibliographische Beiträge lieferte mein Kollege Ths. Otto Achelis in Hadersleben. Wesentliche Dienste hat mir Körtes „Schriftenverzeichnis“ am Schlusse der genannten Abhandlung getan. Persönlich habe ich Hirzel seit 1903 gekannt.

Das Bild, das ich von dem eigenen Manne aus der Begegnung und dem Studium seiner Werke empfangen habe, lebendig zu machen, soll Zweck dieses Nachrufes sein. Wer je auch nur einen der kürzeren Aufsätze Hirzels gelesen hat, weiß, welche Mühe es macht, eine Inhaltsangabe zu schreiben. Mehr als eine Rücksicht verbietet mir, Hirzels Schriften auch nur in größten Umrissen inhaltlich hier wiederzugeben. So muß ich mich beschränken, zu zeigen, wo-

¹⁾ Ber. d. Sächs. Ges. d. W. Philol.-hist. Kl. 70. Bd. (1918) 7. 16 S.

K 2670/14
Hirzel
ant.

her Rudolf Hirzel gekommen ist, in welcher Lebensluft er Wachstum und Gedeihen fand, welche Eigenart in der Arbeit ihn auszeichnete. Wie wesentlich auch für Rudolf Hirzel sein Erbe von Vater- und Mutterseite gewesen sein mag, nicht woher er kam, machte ihm seine Ehre, sondern wohin er ging. Sein Weg aber war der „des ewigen Lesens und Lernens“¹⁾. Zum Worte Solons *γηράσχω δ' αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος* hat er sich ausdrücklich bekannt. (Rede zur akademischen Preisverteilung Jena 1905, S. 23.)

I. Hirzel in Leipzig (1846 – 86).

Mein Leipzig lob ich mir!

Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.

Hirzels Vater Salomon Hirzel (13. Februar 1804 bis 8. Februar 1877) war einer der feinsten Köpfe des deutschen Buchhandels, einer von jenen, deren Wirken nicht untergeht, weil es tausendfache Spuren hinterlassen hat. Die Beschäftigung mit dem Leben dieses Mannes, das vielleicht Otto Jahn zu schreiben berufen gewesen wäre und das wenigstens für die Jugendjahre Anton Springer²⁾ in einem reizvollen Büchlein gezeichnet hat, war mir genuß- und gewinnbringend³⁾: Anlagen und Züge im Wesen des Sohnes erhalten von hier aus bessere Beleuchtung. Der Sohn des Chorherrn und Professors der Kirchengeschichte Heinrich Hirzel (1766—1833) in Zürich⁴⁾ atmete schon als Knabe die „Lebensluft“ der Familie, die Literatur, und erbt von dem Herausgeber der Briefe Goethes an Lavater die Neigung zur wissenschaftlichen Durchdringung Goethes. 1823 nach gediegenster humanistischer Vorbildung für den Buchhändlerberuf entschlossen, fand er in Berlin in G. A. Reimer einen vorbildlichen Geschäftsleiter, gleichzeitig aber auch Lebensbedingungen, wie sie nur wenigen in so jungen Jahren beschieden sind: Karl Baedeker wurde ihm Freund und Berater, zu Schleiermacher, Arndt, Chamisso trat er in Berührung, Immanuel Bekker las dem Wissensdurstigen ein Privatissimum über Demosthenes! Die prächtige

¹⁾ Vgl. G. Goetz im Vorwort zu Hirzels nachgelassener Schrift „Der Name“ (1918).

²⁾ A. Springer, Der junge Hirzel 1883, als Manuskript für seine Freunde gedruckt.

³⁾ Ein knapper Abriß — offenbar von G. Freytag — findet sich auch in der Illustrierten Zeitung I Nr. 1281 vom 18. Januar 1868.

⁴⁾ Allein fünf Bürgermeister hat das Geschlecht der Hirzel der Stadt Zürich geschenkt. Schon 1637 war ein Salomon H. Bürgermeister von Zürich. „Eins der schönsten und reichsten Dörfer“ am Züricher See trägt den Namen Hirzel, vgl. R. Hirzel, Der Name, S. 59.

Wohnung Reimers in der Wilhelmstraße war der Mittelpunkt aller wissenschaftlichen und künstlerischen Strebungen des damaligen Berlins. Nach einer weiteren gründlichen Ausbildung in der Winterschen Buchhandlung in Heidelberg verheiratete er sich (24. Juli 1831) mit Anna Reimer, der Tochter G. A. Reimers, und übernahm zusammen mit seinem Schwager Carl Reimer die Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig, die er seit Januar 1853 nach dem Ausscheiden Reimers selbständig unter der Firma S. Hirzel weiterführte. Aus der Ehe sind drei Kinder hervorgegangen: Heinrich Hirzel, geb. 11. Oktober 1836, der spätere Inhaber des Geschäftes, Ottilie Hirzel, geb. 24. Dezember 1838, die spätere Gattin Adolf Toblers¹⁾, und Rudolf Jakob Salomon Hirzel, geb. 20. März 1846.

Rudolf Hirzels Mutter Anna geb. Reimer stammte also aus einer der angesehensten Familien Berlins. Seinen Großvater G. A. Reimer, der 1842 gestorben war und nahe Schleiermacher²⁾, dessen „Monologe“ er bereits 1801 verlegt hatte, begraben liegt, hat der junge Rudolf nicht mehr gekannt. Das Bild des wehrhaften Freiheitskämpfers, der 1813 mit 36 Jahren freiwillig ins Feld gerückt war, das große Geschäft, sechs Kinder und die Frau in Berlin zurücklassend, mag noch lange seiner Tochter Anna in der Erinnerung vorgeschwebt haben, dem Knaben Rudolf ein entscheidender Jugendeindruck gewesen sein.

Salomon Hirzel ist in den fast 50 Jahren, die er in Leipzig verbracht hat, der Mittelpunkt des Buchhandels und der Gelehrtenwelt zugleich gewesen, eine Vereinigung, die für ihn charakteristisch war und dem großen Verkehrskreis, den er bis in sein hohes Alter liebevoll pflegte, reichen Segen brachte³⁾. Keiner hat diese Leipziger Welt treffender und anziehender geschildert als Gustav Freytag⁴⁾. „Das Herz des deutschen Verkehrs und der Mittelpunkt des gesamten deutschen Buchhandels“ erfährt hier eine so lebendige

¹⁾ Ihm hat Rudolf Hirzel seine „Themis“ (1907) zugeeignet.

²⁾ S. († 1834) wohnte die letzten 17 Jahre seines Lebens im Reimerschen Hause.

³⁾ Otto Jahn, Biogr. Aufsätze (1866) S. 210 f.

⁴⁾ G. Freytag, Biographie Karl Mathys (2. Aufl. 1872) S. 396 f. Über Freytags Anhänglichkeit an seinen Freund und Verleger vgl. Ges. Werke I 186 f. sowie die Zueignung der „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“. Über Salomon Hirzels Freundschaft mit G. Freytag, insbesondere über den geselligen Stammtisch im „Kitzing“ (einem Bierhaus der Grimmaischen Straße) vgl. J. v. Eckardt, Lebenserinnerungen (Leipzig 1910) 1. Band, 2. Kapitel — ein feines Buch, auf das mich Rudolf Hirzels (dritter) Nachfolger in Jena, Prof. Zucker, freundlich aufmerksam machte.

Würdigung, daß wir uns kein besseres Bild von jenem Leipzig machen können, in dem Rudolf Hirzel seine Jugend verbrachte. „Wohlgerühmt in aller Welt ist auch der kräftige Bürgersinn der Leipziger, sie sind stolz auf die Ehren ihrer Stadt, gemeinnützig, gastfrei und anerkennend für alle Tätigkeit; nicht häufig ist hier zusammengeballter Reichtum, aber weit verbreitet bis in die Kleinbürger blühender Wohlstand, ein arbeitsames, familienfrohes und gescheutes Wesen, nicht nur der Kaufleute, auch der Gelehrten und Künstler; denn die Musik ist hier altheimisch, wo Bach Orgel spielte und Mendelssohn am liebsten weilte, die Universität zählt zu den größten in Deutschland, das Theater hat seit den Tagen der Neuberin und Gellerts mehr als einmal Bedeutung für Schauspielkunst und Poesie gewonnen.“¹⁾ Überaus reich ist die Tätigkeit, die Salomon Hirzel in Leipzig als Verleger und Sammler entfaltet hat. Ich will hier nur daran erinnern, daß Mommsen²⁾ nach eigenem Geständnis ohne die Aufforderung und den Antrieb der „Weidmänner“ — so hießen S. Hirzel und C. Reimer im Freundeskreise — niemals die „Römische Geschichte“ geschrieben hätte³⁾. Das unvergängliche Denkmal setzte der Opferwilligkeit und wissenschaftlichen Neigung S. Hirzels Jacob Grimm in der Einleitung zum „Wörterbuche“ (März 1854): „vielleicht gibt es in unsrer ganzen literatur noch kein beispiel einer so aufopfernden anhänglichkeit, wie sie Hirzel dem in sein theil gefallenem wörterbuche überall sinnig betätigt: er liest jeden bogen vor dem abdruck durch und seine vertrautheit mit der sprache und den dichtern, zumal aber, wie man weiß, mit Goethe, flöszt ihm lauter feine bemerkungen ein“. Die schöne Ausgabe endlich der Briefe Heinrich von Treitschkes, von der bis heute drei Bände vorliegen (Leipzig, S. Hirzel, 1913—17), ermöglicht, die jahrelangen innigen Beziehungen Treitschkes⁴⁾ zu S. Hirzel genau nachzuprüfen. Jeder dieser Briefe gewährt einen Einblick in Hirzels vornehme Art, die frei von jeder geschäftsmäßigen Schablone und Gewinnsucht in wahrhaft vorbildlicher Weise wissenschaftliche und prak-

¹⁾ Vgl. damit S. Hirzels ergötzlichen Brief über Leipziger Leben vom 12. Oktober 1823 an seinen Freund Horner bei A. Springer a. a. O.

²⁾ Mommsen heiratete am 10. September 1854 Marie Reimer, Carl Reimers Tochter, die Nichte von Salomon Hirzels Frau.

³⁾ Brief an G. Freytag, abgedruckt in der Nationalzeitung, Morgenausgabe, Berlin, 17. November 1903 (56. Jahrg. Nr. 606). (Mommsen starb 1. November 1903.)

⁴⁾ Vgl. u. a. Treitschkes Widmung seiner „Politischen und historischen Aufsätze“.

tische Arbeit zu verknüpfen wußte. Eine Fülle von Werken ersten Ranges hat dieser Verlag hervorgebracht, bis an sein Lebensende hat S. Hirzel an der Spitze des Geschäftes gestanden, erfüllt von jener herzegewinnenden Liebenswürdigkeit, die es verstand, „alle Bekannten zu Freunden zu machen“. „Zart und warm, fest und ehrlich, heiter und energisch in Haus und Freundschaft, bewahrte er glücklichen Idealismus und jugendliche Rüstigkeit noch als Siebzjähriger“.¹⁾ Durch seine ganze Leipziger Zeit aber begleitete ihn sein Goestudium. Es war ihm „Herzenssache und Gottesdienst“ (A. Springer). Dabei besaß der Mann, den wir als den eigentlichen Pfadfinder zur Goethephilologie anerkennen müssen, jene selbstlose Bescheidenheit, die mit der eigenen Person völlig zurücktritt: sowohl seine drei Verzeichnisse „einer“ Goethebibliothek²⁾ wie sein Lebenswerk „Der junge Goethe“ erschienen anonym³⁾, nur die Einleitung trägt den Namen von Michael Bernays⁴⁾. An dem Sammler Hirzel rühmen die Freunde neben unermüdlichem Eifer vor allem seine Freigebigkeit; anderen mit seinen Sammlungen zu helfen, genügte ihm. Er war „mehr Schatzgräber als grimmiger Schatzhüter“, sagt Springer von ihm. Seine Leistung für Goethe flößt uns Späteren, die wir die Jubiläumsausgabe besitzen, Bewunderung ein. Indes — „man sollte die Mißwörter Goethekenner, -forscher, -verehrer nur noch zu Zwecken humoristischer Verhöhnung gebrauchen“⁵⁾. Diese Mahnung seines treuen Arbeitsgenossen M. Bernays mag uns vor Superlativen bewahren, die uns nur zu leicht zum Ruhme Salomon Hirzels in die Feder kommen. Abhold allen äußeren Ehren hat ihn nichts so erfreut wie die Doktorwürde h. c., die ihm die Leipziger Philosophenfakultät am Tage der 100. Wiederkehr von Goethes Immatrikulation in Leipzig (1865) verlieh.

Die Erinnerung an die eigenartige Doppelstellung dieses rastlosen und reichen Lebens bewahren noch heute zwei berühmte Leipziger Stätten: die Buchhändlerbörse ziert sein Bildnis, die Universitätsbibliothek seine Goethesammlung, die er ihr im Testament vererbte.

„Wohl dem, der seiner Väter gern gedenkt.“ Dies Wort der Iphigenie, das Rudolf Hirzel für Plutarch in Anspruch nahm, gilt für ihn selber. Leben und Wirken des Vaters berührte auch ihn,

¹⁾ Dove in der Allg. Deutschen Biographie XII (1880) S. 502.

²⁾ 1848, 1862 und 1874 erschienen.

³⁾ Erst in der 2. Auflage 1887 ist der Name S. Hirzel auf das Titelblatt gebracht worden.

⁴⁾ Vgl. Hirzels Brief an Bernays vom 18. September 1875 bei L. Geiger, Goethe-Jahrbuch XXI (1900) S. 204 f.

⁵⁾ Bernays bei M. Lazarus, Lebenserinnerungen, Berlin 1906, S. 279.

dessen Freunde wurden seine Meister und Vorbilder, dessen Neigungen seine Neigungen. Nicht unwesentlich mag rein äußerlich zu dem nahen Verhältnis von Vater und Sohn beigetragen haben, daß Rudolf Hirzel, als der Vater (1877) starb, noch immer im Elternhause wohnte, das er nur während der Studienjahre verlassen hatte. Zum Vater hat er noch als Siebzigjähriger wie zu einem unerreichbaren Vorbild¹⁾ aufgesehen. Seine Belesenheit, sein Geschmack und nicht zuletzt sein schalkhafter, nie verletzender Humor waren Erbstücke des Vaters. Ein Unterschied bleibt, wenn man Rudolf Hirzels Leben als Ganzes betrachtet: es floß — abgesehen von dem Feldzug 1870 — ruhiger dahin, die großen Anstöße von außen, die den Vater bewegten, fehlen bei ihm. Die Berufung nach Jena²⁾ (1886) läßt eine Einteilung seines Lebens in zwei Hauptabschnitte als die natürliche erscheinen.

Indem wir eingehender, als es sonst üblich ist, Wesen und Wirken des Vaters geschildert haben, besitzen wir den Hintergrund, auf dem sich Rudolf Hirzels Leben bis in die Mannesjahre abgespielt hat. Was wir von seiner Schul- und Universitätszeit mitteilen, beruht auf Einsicht in die Akten. Die Elemente hat der Knabe auf der Privatschule des mit dem Vater befreundeten Dr. Hartmeyer gelernt. Für den Freund wahrer humanistischer Bildung war es selbstverständlich, daß Rudolf die Thomasschule besuchte. Wie lebhaften Anteil Hirzel allezeit an der Gestaltung eines möglichst klassischen Gymnasialunterrichtes nahm, kann ich aus eigener Erfahrung bezeugen. Das Reifezeugnis, das neben der Unterschrift seines Direktors Eckstein, dessen er in der Vita seiner Dissertation gedenkt, u. a. auch die von Hildebrand trägt, bei dem er gründlich die hebräische³⁾ Sprache erlernte, hebt, das übliche Maß der An-

¹⁾ J. v. Eckardt, Lebenserinnerungen I S. 51 bezeugt die überragende Stellung S. Hirzels im Leipziger Freundeskreise.

²⁾ Sie fällt genau in die *ἀξυή*. Wie ernsthaft sich H. mit der Bedeutung der 40 beschäftigt hat, zeigt seine sehr lesenswerte Abhandlung über „Rundzahlen“ (1885) in den Ber. d. Sächs. Ges. d. W. Philol.-hist. Kl. XXXVII S. 1—74.

³⁾ Die Neigung für das Hebräische kann man wohl als Familientradition bezeichnen. Hatte doch der Großvater Heinrich Hirzel die theologische Vorliebe zwei Söhnen vererbt, dem Prediger an der reformierten Gemeinde zu Leipzig Heinrich Hirzel (1794—1843) und dem bekannten Hebraisten Ludwig Hirzel (1801—41). Noch in seinem Alter, auf dem Krankenbette, hat Rudolf Hirzel jahrelang, Tag für Tag, als erste Morgenarbeit zwei Stunden Altes Testament im Urtext gelesen. Seine Bibelkenntnis machte jedem Theologen Ehre, vertraute Kenntnis der Lutherbibel

erkennung weit übersteigend, die außergewöhnlichen Fähigkeiten des jungen Mannes hervor. Es heißt da unter dem 18. März 1864: „tempusque illud scholasticum ita transegit, ut mores et vitam reprehendendi numquam locum fecerit, in publica vero doctrinae suae exploratione is sit inventus, qui iam venia ad interiorum litterarum studia in academia se applicandi imprimis dignus censi possit atque debeat.“ Der Student verbrachte die beiden ersten Semester in Heidelberg, dessen landschaftliche Reize ihn mächtig anzogen. Seine Universitätspapiere melden, daß er ausschließlich bei Köchly hörte, u. a. Euripides' Hippolytos und eine Einleitung in das Studium Homers. Im August 1864 hat Rudolf in Begleitung seines Bruders Heinrich, offenbar auf einer Schweizerreise, Treitschke in Freiburg i. Br. besucht¹⁾.

Im Frühjahr 1865 bezog Hirzel die Universität Göttingen. Die vier Semester, die er hier verbrachte, waren ertragreicher und führten ihn in die wirkliche philologische Arbeit ein. Die Freundschaft des Vaters mit Sauppe bahnte ihm den Weg. Die bekannte Sammlung griechischer und lateinischer Ausgaben mit deutschen Anmerkungen von Sauppe und Haupt hatte S. Hirzel verlegt. Ich erinnere mich, mit welcher Wärme Hirzel im Kolleg von Sauppe sprach und wie er sich freute, als ich einmal eine Stelle aus dem Platonischen Gorgias nach Sauppes Ausgabe zitiert hatte. Das Pietätsverhältnis beleuchten am besten die Widmung seiner Dissertation „Salomoni patri Hermanno Sauppe praeceptori“ und die herzlich-bescheidene Weise, mit der er bei Sauppes 70. Geburtstag (1879) seinen gelehrten Beitrag²⁾ zur Festschrift einleitet: „repententi . . . mihi memoriam earum omnium necessitudinum, quibus tecum inde a parentibus meis coniunctus sum“ sowie das dankbare Bekenntnis des Schlußwortes: „laeto tamen et grato animo semper profitebor in his litteris si quid valeo id totum tuum esse“. Neben dem Seminar hat er in Göttingen wohl alle Vorlesungen Sauppes gehört, im S. S. 1865 u. a. das Gastmahl des Platon, das später unter seinen eigenen Vorlesungen oft wiederkehrte. Nicht gering anzuschlagen ist auch die Wirkung Lotzes, den er neben den Philologen v. Leutsch und Curtius hörte. Die Akten melden, daß er auch die Vorlesungen von Waitz (Deutsche Geschichte) und W. Müller (Gotisch, altdeutsche Dichter) besuchte, wie denn Hirzel

verraten seine Werke. Der Geistliche erzählte an seinem Sarge, wie oft seine Bibel gebunden werden mußte — so zerlesen war sie jedesmal.

¹⁾ Dieser schreibt darüber an S. Hirzel unter dem 21. August 1864.

²⁾ De logica stoicorum, Saturae philol. Herm. Sauppio obtulit amic. coll. decas, p. 61—78.

allezeit der größte Gegner bloßen Fachstudiums gewesen ist und trotz ausgesprochener Vorliebe für griechische Literatur und Sprache niemals die Römer vernachlässigte. Auch hierin mag ihm Sauppe Vorbild gewesen sein.

Den Abschluß der Studienjahre brachten die Semester in Berlin, die ganz im Zeichen der Doktorarbeit standen. Damals legte er den Grundstein zu seinen ausgedehnten Platonforschungen, die letzten Endes doch im Mittelpunkt seiner ganzen Gelehrtenarbeit stehen. Wenn Hirzel vom Sommer 1867 an in Berlin studierte, so waren auch hier für seine Wahl persönliche Beziehungen der Familie, insbesondere die verwandtschaftlichen zu Mommsen (vgl. S. 59, 2) und die freundschaftlichen zu Haupt ausschlaggebend. Haupt, der Nachfolger Lachmanns, lehrte hier seit 1853. Dessen Kollegien mögen später auf Hirzels eigene stark gewirkt haben, Sophokles' Elektra (S. S. 1867) und Aristophanes' Acharner (W. S. 1867/68) gehörten in Jena zu Hirzels besten Vorlesungen. Wie er früher in Göttingen bei Sauppe auch die Römer gepflegt hatte (Plautus und Terenz), so hörte er jetzt bei Haupt Properz und Catull, bei Mommsen, den er über alles schätzte und dessen Bild in Jena in seinem Zimmer hing, lateinische Epigraphik. Am 29. Juli 1868 wurde er in Berlin auf Grund seiner Abhandlung „De bonis in fine Philebi enumeratio“ zum Doktor promoviert. Ein sehr verwickeltes Problem ist hier in einem reinen und sicheren Latein allerdings mit ziemlicher Breite, aber erfolgreich behandelt. Der Rezensent in Zarneckes Literar. Centralblatt (1869) Sp. 1927 f. mißt der Arbeit „bleibenden wissenschaftlichen Wert“ bei und rühmt die „Strenge der philologischen Methode und den philosophischen Scharfsinn“.

Vom 1. Oktober 1868 bis 30. September 1869 diente Hirzel als Einjähriger beim Schützenregiment in Leipzig. Unter seinen Papieren fand sich noch die „Qualifikation zum Avancement“ vom 30. September 1869. Die nun folgenden Vorbereitungen für die Habilitation, die er im Elternhause in der Königstraße traf, wurden im Juli 1870 durch den Kriegsausbruch jäh unterbrochen. Als Unteroffizier d. R. trat Hirzel bei dem inzwischen nach Dresden verlegten Schützenregiment ein und machte in dessen Reihen den Feldzug mit. Sein handschriftlich erhaltenes „Tagebuch“ und seine Feldbriefe¹⁾ ermöglichen ein sehr genaues Bild von seinen Schicksalen in Frankreich. Er war ein begeisterter Soldat, wenn ihn auch die rohen Sitten der Kameraden und das „viehische Leben“

¹⁾ Ohne Wissen des Verfassers in Druck gegeben durch H. H. Leipzig, Weihnachten 1881.

oft anekelten. Die Tage von Beaumont und Sedan erlebte er mit der Seele. „Mit nichts ließe ich mir die Ehre bezahlen, an ihnen teilgenommen zu haben“, schreibt er nach Hause, und bis ins Alter stand er zu diesem Bekenntnis¹⁾. Die Feldbriefe verraten übrigens zwei, wie mir scheint, für Hirzel charakteristische Züge: einen äußerst launigen Humor²⁾, der sich in einem Dutzend hübscher Wendungen belegen ließe, und seine besondere literarische Vorliebe, die ihm über die Langeweile des Vorpostendienstes vor Paris hinweghalf. Eine kleine französische Bibliothek erlesener Autoren hatte er sich hier zusammengeräubert. Voltaire, Montesquieu, Lafontaine, Rousseau liest er mit Begeisterung, besonders gefällt ihm in Châteaubriands Reise nach Jerusalem die Schilderung Griechenlands. Auch vom Faust läßt er sich wieder und wieder erwärmen, wie er denn schon am 28. August — als rechter Sohn seines Vaters — in Dun s. M. Hermann und Dorothea hervorgeholt hatte, so elend das Quartier auch gewesen sein mochte. Auch seine Liebe zu Platon blieb ihm im Felde. Wie temperamentvoll verteidigt er sich (S. 36 ff.) in einem lebenswürdigen Schreiben an den Bürgermeister (Stephani in Leipzig) gegen dessen Behauptung, zum rauhen Kriegshandwerk taue kein Platostudium! Platon und Sokrates waren ihm auch als ehrliebende Soldaten Vorbild, gerade die Vereinigung soldatischer Tapferkeit und literarischen Talentes zog ihn mächtig an, unter den Deutschen bei keinem mehr als bei Theodor Körner³⁾. Im Oktober war Hirzel zum Leutnant befördert worden, am 2. Dezember traf ihn die feindliche Kugel und verwundete ihn an Brust und Arm, am gleichen Tage — ebenfalls vor Paris — hatte G. Goetz, sein

¹⁾ Wie kerndeutsch und mannhaft er dachte, zeigt seine prachtvolle „Rede zur Feier des Wiederaufrichtungs des Deutschen Reiches“ in der Kollegienkirche zu Jena (18. Januar 1896), 29 S. Gewiß bedauert er, daß damals manche schöne Hoffnung der Wissenschaft geknickt wurde, aber „die Wissenschaft verlor, was das Vaterland gewann“. Voll Stolz preist er ebenda das deutsche Straßburg und die ihm selbstverständliche Pflicht Deutschlands, „was es zu Rechten erworben hat, sich nicht abermals entreißen zu lassen“. Wem fiel bei diesen Worten nicht die inhaltschwere Rede seines Schwiegervaters A. Springer ein, die dieser 1872 bei der Eröffnung der deutschen Universität Straßburg gehalten hat!

²⁾ Als der Liebesgaben gar zu viele ankommen, schreibt er S. 46: „Ihr seid schuld, wenn es mir wie den Hannibalischen Kriegern vor Capua ergeht, wenn ich verweichliche und in dem nächsten Gefechte, statt tapfer standzuhalten, feige davonlaufe.“

³⁾ Auch diese Neigung scheint mir väterliches Erbe zu sein. Von des jungen Salomon Schwärmerei für Körner berichtet A. Springer, Der junge Hirzel S. 30 f.

späterer Kollege in Jena, dasselbe Schicksal! Damit war für Hirzel der Feldzug beendet. Vom Bruder in Halle am Transportzug in Empfang genommen fand er im Elternhaus in Leipzig Heilung und Genesung und konnte im Frühjahr 1871 — unter den glückverheißenden Auspizien des Frankfurter Friedens — die unterbrochene Arbeit wieder aufnehmen, sich für seinen Lebensberuf vorbereiten. „Über das Rhetorische und seine Bedeutung bei Plato“ heißt der Titel der gelehrten Schrift, auf Grund deren er sich noch im Herbst 1871 an der Universität in Leipzig habilitierte. Die Abhandlung ist sehr bezeichnend für Hirzels Art¹⁾. Ein festgewurzelttes Dogma — festgewurzelt durch die Autorität mancher Größen — galt es zu prüfen und zu erschüttern, landläufige Argumente, die durch Quantität wirken, durch sorgfältiges Sammeln geringer Spuren, deren Qualität er bewertet, zu diskreditieren. So wird das ungünstige Urteil Platons über die Rhetorik als relatives erwiesen und der Nachweis erbracht, daß Platon „die Rhetorik keineswegs vom Gebrauch des Philosophen ausschließen wollte, daß er zwar Belehrung und Überzeugung als Hauptaufgabe desselben betrachtete, daß er aber auch die Überredung, ja die Lüge unter gewissen Umständen und zu gewissen Zwecken für erlaubt hielt“, daß mit anderen Worten Platons Kampfstellung gegen die Rhetorik im *Gorgias cum grano salis* zu verstehen sei. Besonders wertvoll an dieser Abhandlung ist noch heute die Untersuchung über die von Platon verwandten Mythen und deren besondere Zwecke, wobei sich philologische Methode und philosophischer Scharfsinn glücklich vereinigen.

Bald nach der Habilitation hat Hirzel zur Erholung und eigenen Vertiefung eine lange Reise nach Italien²⁾ angetreten, die ihn bis

¹⁾ Wenn die persönliche Erinnerung gestattet ist, ich werde es Hirzel immer danken, daß er mir als Studenten ein Thema stellte (aus dem schließlich meine Doktorarbeit hervorgegangen ist), das große Ähnlichkeit mit dem von ihm selber 1871 behandelten hatte und mich oft genug auf seine Habilitationsschrift geführt hat. Zum Problem vgl. jetzt Wilamowitz, *Platon* (1919) II 106.

²⁾ Nach Italien ist er noch zweimal gezogen, im Anfang der 80er Jahre nach Oberitalien und 1895 (mit seiner Gattin) nach Venedig. Nach Griechenland machte er zwei Reisen, beide mit seinem Freunde V. Gardthausen. Hirzels erste griechische Reise (1898) war die Osterreise des Archäologischen Instituts von Athen (vgl. Dörpfelds Bericht darüber im *Jahrb. d. Arch. Inst.* 1898, *Anzeiger*, S. 145 f.). L. v. Sybel, der bereits 1872 mit Hirzel den Ritt durch Sizilien gemacht hatte, war auch sein Begleiter auf dem Ritt durch den Peloponnes; Gardthausen stiefs erst in Olympia zu den Freunden. Im Anschluß daran unternahmen die drei eine Rundfahrt nach den Inseln

Sizilien führte und erst im Juli 1872 ihren Abschluß fand. Bis in sein Alter — 1912 war er noch in Berchtesgaden — war Hirzel ein warmer Freund des Reisens, und es war erquickend, ihn von Reisen erzählen zu hören: das literarische Bedürfnis befriedigte er dabei stark, nicht nur, daß er gerade auf Reisen „zur Erholung“ neuere Sprachen trieb, u. a. Holländisch und Spanisch, oder am Vierwaldstättersee besonders gern seinen „Tell“ las, auch die Stätten, die ein guter Mensch betrat, zogen ihn mächtig an, vor allem in seiner geliebten Schweiz, in die es ihn fast alle Sommerferien trieb. Wie schwärmte er dann von seinen Seen und Bergen! Schwimmen und Bergsteigen erfrischten ihn jedesmal und ließen ihn und seine Umgebung vergessen, daß er elf Monate des Jahres am Schreibtisch verbracht hatte¹⁾. So mag er auch 1872 — im Vollgefühl der wiedererlangten Kraft — aus dem sonnigen Süden zurückgekehrt sein. In glücklicher Zeit begann er nunmehr seine akademische Lehrtätigkeit.

Rastlose Arbeit bei peinlichster Zeiteinteilung war seine Losung. Was sein Großvater Heinrich Hirzel 1823 dem jungen Salomon nach Berlin schrieb „die Hauptsache ist, daß man immer viel Zeit vorrätig habe und wenig Zeit verschleudere“²⁾, wurde des Enkels zäh

und Küstenplätzen der Ägäis, bei der besucht wurden Sunion, Marathon, Eretria, Andros, Delos, Paros, Naxos, Thera, Melos, Poros, Ägina, Smyrna und Ephesus. Nach Athen zurückgekehrt hatte Hirzel mit den Freunden das Glück, an Bord eines griechischen Torpedobootes die Insel Salamis zu umfahren, wobei sie sechsmal auf der Insel landeten. Unter Dörpfelds Leitung ging es sodann mit etwa zwanzig weiteren Teilnehmern nach Troja, wo sie in den Schliemannschen Baracken wohnten. Über Konstantinopel kehrten die Freunde heim; Hirzel wählte mit Sybel den Weg über Constanza. Die zweite griechische Reise (1908), die er mit Gardthausen allein unternahm, ging von Athen aus, wo sie in den Häusern von Dörpfeld und Lüders verkehrten. Auf ihr hat H. Marathon, Ägina, Salamis und Chäronea besucht; das Plutarchbuch bringt stark persönliche Eindrücke aus Böotien. Dann ging es nach Knossos auf Kreta und über Smyrna „zu Pferd über alten Meereshoden“ nach Priene. Die Heimreise führte über Akrokorinth, Korfu und Salona nach Pola. Hirzel besuchte damals auch Aquileja. (Nach liebenswürdiger Mitteilung von Prof. Gardthausen.)

¹⁾ Nie werde ich vergessen, wie wohlgenut er von solchen Reisen nach Jena zurückkehrte, noch im September in der Saale badete und von Weinsberg oder Marbach schwärmte, wo er seine „guten Freunde“ J. Kerner oder Schiller „aufgesucht“ hatte. Begeistert sprach er übrigens jederzeit vom „Baedeker“, dessen wissenschaftliche Art er auch im Kolleg rühmte. Auch manches schnurrige Reiserlebnis hielt er im Gespräch oder Kolleg fest, wie er denn überhaupt nie als typischer Buchgelehrter wirkte.

²⁾ A. Springer a. a. O. S. 51.

verteidigte Lebensgewohnheit. Alle geschäftlichen oder gesellschaftlichen Abhaltungen vermied er, so gut er konnte. Kein Wunder, wenn er bei seinen Kollegen als Einsiedler galt. Dabei machte er, wenn man ihn mitten in der Arbeit störte, den Eindruck größter Behaglichkeit; für jeden Besucher, der ihn wissenschaftlich um Rat fragte, hatte er Zeit. Erquickt ging man von Hirzel jedesmal nach Hause. Mit bewundernswerter Schnelligkeit fand er selbst sich nach jeder Ablenkung wieder zurück zur Arbeit. Sehr streng hielt er auf „Sonntagsheiligung“, wie er zu sagen pflegte. Da ließ er die Pflichtarbeit ruhen und las seine besonderen Lieblinge, nicht nur Goethe und neuere Philosophen und Historiker, auch seine Schweizer Freunde, seinen Carlyle und Lord Byron, für den er sich ganz besonders erwärmte, sondern auch entlegenere Autoren, Italiener und Neugriechen — und die Kirchenväter. Seine ans Erstaunliche grenzende Belesenheit in den Literaturen aller Kulturvölker verdankt er, wie ich von ihm selber weiß, dieser regelmäßigen und unermüdlichen Sonntagslektüre. Er hat es darin zu einer Meisterschaft gebracht, die ihm nur sehr wenige werden streitig machen können. Erfolgreich aber war dieses Lesen letzten Endes auch deshalb, weil er beim Lesen ständig Randbemerkungen und Verweise machte, so daß sich oft zu irgendeiner auffallenden Stelle Dutzende von Zitaten aus den entlegensten Autoren aller Zeiten und Völker fanden. Auch hatte er es sich zum Prinzip gemacht, jedes Buch zu Ende zu lesen, selbst wenn es ihm nicht zusagte oder zu breit erschien¹⁾. Hohe wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit ließ ihn oft unbedeutenden Spuren nachgehen, wobei er sich allerdings — das muß offen zugegeben werden — häufig von der Heeresstraße allzuweit entfernte, ein Vorwurf, der seinen großen Werken von manchem Beurteiler gemacht worden ist. Zahlreiche Anmerkungen in seinen Büchern zeigen die Saumpfade und Abwege, die bisweilen in undurchdringliches Gestrüpp führten.

An äußeren Ereignissen war die Zeit in Leipzig von 1872—1886 nicht reich. Akademische Erfolge waren dem stillen Gelehrten, der den Schwerpunkt seiner Arbeit nicht in Kollegien und Seminaren, sondern in wissenschaftlicher Sammeltätigkeit und Produktion sah, nicht beschieden. Die Zahl der Hörer war und blieb gering, auch als er am 17. Mai 1877 zum a. o. Professor ernannt worden war²⁾.

¹⁾ Ich erinnere mich, wie er zugab, sich oft den heftigsten Zwang auferlegt zu haben, z. B. beim Lesen von Vischers „Auch Einer“.

²⁾ Die Verpflichtung als a. o. Professor erfolgte erst am 20. Juli 1878. Soweit ich feststellen kann, hat er einen nachhaltigen Einfluß nur auf den

Daß man ihn in Leipzig, wo Ritschl den philologischen Studien Richtung gegeben hatte, nicht recht als Philologen gelten ließ, sondern ihm die Umhabilitierung für Philosophie ans Herz legte, verwundert nicht. Weniger bekannt dürfte sein, daß damals ein Ruf nach Kiel zwar nicht Tatsache wurde, aber zu Verhandlungen Anlaß gab, der indessen angeblich an Hirzels allzu freiem Standpunkt in religiösen Fragen scheiterte (Mitteilung seiner Gattin). Eine größere Wirksamkeit eröffnete ihm erst 1885 die Übernahme der Proseminarübungen in Gemeinschaft mit Otto Crusius, mit dem er bis zum Tode gute Freundschaft hielt. In die Leipziger Zeit fällt dann noch der Tod des Vaters, der am 8. Februar 1877 an den Folgen einer Augenoperation in Halle a. S. starb. Die militärischen Übungen machte R. Hirzel in den Sommerferien; kurz vor dem Hauptmann nahm er als Oberleutnant d. R. seinen Abschied.

Um so reicher war diese Zeitspanne an literarischen Leistungen. Das Studium seiner Werke hat uns überzeugt, daß sich drei Perioden in Hirzels Schriftstellerleistung deutlich unterscheiden lassen. Die erste von ihnen fällt in die Leipziger Zeit und wird durch das dreibändige Werk „Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften“ 1877, 1882, 1883 charakterisiert. So bemerkenswert auch andere kleine Aufsätze und Abhandlungen aus dieser Zeit sein mögen¹⁾ — neben dem schon oben S. 62,2 erwähnten Beitrag zur Festschrift für Sauppe sei die für die Frage der Anonymität Platonischer Dialogpersonen lehrreiche Untersuchung „Pythagoreisches in Platons Gorgias“ 1877, Comm. philol. in honorem Mommseni p. 11—22 besonders hervorgehoben —, so wertvoll auch der Aufsatz über „Demokrits Schrift *περὶ ἐνθουσίας*“ Hermes XIV (1879) 354—407 durch den

ungen Albrecht Dieterich ausgeübt, der 1884 nach Leipzig kam, und der ihm in seiner Dissertation besonders dankt. Hirzel hat D.'s Richtung in der religionsgeschichtlichen Erörterung antiker Probleme ohne Zweifel stark beeinflußt.

¹⁾ Der Vollständigkeit halber zähle ich hier die noch nicht genannten Arbeiten der Leipziger Zeit auf:

1874: Über den Unterschied der *δικαιοσύνη* und der *σωφροσύνη* in der platonischen Republik, Hermes VIII, S. 379—411.

1876: Über den Protreptikos des Aristoteles, Hermes X, 61—100.

— Ein Rhetor Protarchos, Hermes X, 254—55.

— Zu Aristophanes' Wolken, Hermes XI, 121—22.

— Zur Philosophie des Alkmaion, Hermes XI, 240—46.

1882: Der Demokriteer Diotimos, Hermes XVII, 326—28.

1883: Ein unbeachtetes Komödienfragment, Hermes XVIII, 1—16.

1884: Über Entelechie und Endelechie, Rh. Mus. XXXIX, 169—208.

1886: Zur Bedeutung von liber, Rh. Mus. XLI, 153—55.

eingehenden Nachweis der Benutzung in Senecas de tranquillitate animi oder der bereits S. 61,2 gerühmte über „Rundzahlen“¹⁾ (1885) ist, sie alle verschwinden gegenüber dem monumentalen Werke über Ciceros philosophische Schriften²⁾. Gewiß, die Komposition des umfangreichen Werkes, dessen Ausarbeitung sich durch Jahre hinzog, befriedigt nicht. Man hat das „unkrautartige“ Aufwuchern der Anmerkungen ebenso getadelt wie die vernachlässigte Gliederung und Interpunktion (Bph. W. 1884 Nr. 25). Zum Lesen eignet sich das Werk nicht; es will studiert sein³⁾. Wer immer aber in aller Zukunft sich zu der schwierigen Frage der griechischen Quellen der Philosophie Ciceros äußern will, muß sich bei Hirzel Belehrung suchen. Die gesamte Literatur über dieses Problem seit 1883 fußt auf Hirzel oder setzt sich mit ihm auseinander. Zahllose Einzeluntersuchungen — in ihnen liegt Hirzels Stärke — haben die Erkenntnis gerade der Individualität der einzelnen Vertreter der stoischen und epikureischen Philosophie sowie der Skepsis gefördert, ja erst ermöglicht. „Die Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat, ist glänzend gelöst; die einzelnen Vertreter der stoischen Schule stehen in ihrer philosophischen Bestimmtheit vor uns“⁴⁾. Ein Verdienst der Hirzelschen Forschung, das namentlich im Hinblick auf Zellers Behandlungsweise hoch anzurechnen ist, ohne daß die eben doch mehr philologisch orientierte Art Hirzels damit der Darstellung Zellers Abbruch getan hätte! Auch hier zeigte sich die Stärke seines wissenschaftlichen Gewissens: es bleibt — bei aller Anfechtbarkeit mancher scheinbar gesicherten Resultate — bewundernswert, mit welchem Scharf- und Spürsinn Hirzel die trümmerhafte Überlieferung bis in die kleinsten Einzelheiten beherrscht⁵⁾.

So war Rudolf Hirzel eine ausgereifte Persönlichkeit von wissen-

1) S. 43 findet sich, wie oft in Hirzels Schriften, vgl. z. B. seinen „Namen“ (1918) S. 43 oder 59,3, eine Probe seines schalkhaften Humors, wenn er von einer „Geburt erster Klasse“ spricht, die den Beginn der 40. Hebdomade abwartet! — Hirzels (zweiter) Nachfolger in Jena, O. Weinreich, hat triskaidekadische Studien geschrieben, die in mancher Hinsicht neben H.s „Rundzahlen“ gestellt werden können.

2) Teil I: de natura deorum 244 S.

Teil II Abt. 1: de finibus bonorum et malorum, Abt. 2: de officiis 913 S.

Teil III: Academica priora, Tusculanae disputationes 576 S.

3) Wer es braucht, benutze das eingehende „Inhaltsverzeichnis“ am Schlusse des III. Bandes, das oft übersehen zu werden scheint und die Lektüre sehr erleichtert.

4) Ferd. Becher in: Philol. Anz. XIV (1884) S. 218.

5) Vgl. auch P. Schwenke in der Philol. Rundschau III (1883) S. 43—50 und IV (1884) S. 875—79.

schaftlichem Ansehen, als er im Frühjahr 1886 einen Ruf als a. o. Professor der klassischen Philologie nach Jena erhielt, den er ohne Zögern annahm. Durch seine Untersuchungen zu Ciceros philosophischen Schriften hatte er bewiesen, daß er nicht Philosoph, sondern Philolog war, der ausgerüstet mit den Waffen philologischer Kritik und Interpretation die Probleme der griechisch-römischen Philosophie zu meistern verstand.

II. Hirzel in Jena (1886—1917).

Es ist hier meist in allen Fächern ein so schnelles literarisches Treiben, daß einem der Kopf ganz drehend wird, wenn man drauf horcht.

(Goethe 2. März 1797 an Knebel.)

Rudolf Hirzel war trotz seiner 40 Jahre noch immer Jungeselle. In Jena mag ihm diese Tatsache stärker zum Bewußtsein gekommen sein, und als ob er die Fäden mit der Vaterstadt für immer fester knüpfen wollte, holte er sich gar bald aus Leipzig die Gattin, die ihm bis zum letzten Händedruck am Abend des 30. Dezember 1917 treu zur Seite blieb, Dorothea Springer, die zweite Tochter Anton Springers¹⁾, mit der er sich am 13. April 1887 in Leipzig vermählte. Kinder sind aus dieser Ehe nicht hervorgegangen. So kam es, daß Hirzel auch in seiner stillen und beschaulichen Häuslichkeit²⁾ (erst 1913 bezog er ein eigenes Haus in der Sedanstraße) die Ruhe hatte, die er von Leipzig her gewöhnt war. Auch in Jena hat er seine Lebensgewohnheiten nicht geändert. Wie manchem Jenaer Professor war er kaum von Ansehen bekannt! Er liebte das gartenreiche Städtchen an der Saale und hat in seinem „Plutarch“ (S. 17) wohl nicht ohne Grund auf die bildende Kraft hingewiesen, die in der „Stille und Einsamkeit“ liegen kann. Kein Wunder, daß er nie ernstlich bei Berufungen an große Universitäten in Frage kam. Belastung mit Amtsgeschäften war dem großen Zeitsparer ein Greuel. Einen Ruf nach Gießen (1897) hat er ausgeschlagen. Allezeit bekannte er sich gern zum Worte Johs. v. Müllers, „nicht der Ort macht den Mann, sondern umgekehrt“³⁾. Von seinem treuen Pudel be-

1) Über die mannigfachen Schicksale seines Schwiegervaters vgl. dessen schönes Buch „Aus meinem Leben“, 1892, 387 S.

2) Das Haus Forstweg 29, dessen ersten Stock er 24 Jahre bewohnte, trägt seit kurzem eine Erinnerungstafel.

3) Plutarch S. 18 Anm.

gleitet machte er am Vormittag gewöhnlich nach dem Kolleg um zehn Uhr den Weg zur Bibliothek und von da nach Hause. Brauchte er für den Nachmittag noch ein Buch, so war er punkt drei bei Öffnung der Bibliothek zur Stelle, um dann wieder rasch an die Arbeit zu eilen¹⁾. Am 10. März 1888 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor. Am 5. Mai hielt er seine akademische Antrittsrede²⁾, ein Bekenntnis seiner Auffassung als Universitätslehrer und Philolog. Beachtenswert ist die Antrittsrede namentlich wegen Hirzels Stellungnahme zur Konjekturenkritik. Er wehrt sich gegen die Überschätzung der Konjektur; ihm waren Konjekturen nichts anderes als „die Späne, die von der übrigen geistigen Arbeit abfielen“ (seine Bücher beweisen das). Indessen verkennt er nicht die Kunst, gute Konjekturen zu machen; ja er stellt sie höher als historische Kombinationen, da Konjekturen sich unter Umständen bis zur Evidenz bringen lassen, „ganz abgesehen von der äußeren urkundlichen Bestätigung“ (S. 18), wie sie ihnen durch Funde zuteil werden können. Ich weiß von ihm selbst, wie hoch er Vahlens Konjekturenkritik schätzte, wie er denn alle kleinen und größeren Arbeiten Vahlens besaß, mit dem er bis zu dessen Tode in sehr persönlichem Briefverkehr stand. Als „ungerecht“ weist Hirzel in jener Rede auch die damals weitverbreitete Ansicht zurück, als ob der Philologie dann „ihre letzte Stunde geschlagen“ habe, wenn der Boden keine neuen Inschriften mehr hergeben sollte. Er verlangt vielmehr für die Philologie das gleiche Recht, das man der Mathematik zubillige: „das Experimentieren mit dem längst vorliegenden Material, durch ein neues Kombinieren der einzelnen schon vorliegenden Daten“. Als Vorbild endlich stellt er den zunftmäßigen Philologen die Universalität eines Eratosthenes hin und tadelt an ihnen — und das hat er in Vorlesung, Seminar und Verkehr unzählige Male seinen Studenten wiederholt — daß sie das Altertum „nicht im Zusammenhange aus den Werken der Älten selber, sondern fragmentarisch, vermittelt einer daraus erst abgeleiteten Literatur kennen lernen“. Alles Unheil schien ihm daher zu kommen, daß der Philologe erst „Literatur“ suche und lese, statt zunächst und zuerst die Quelle genau zu erforschen³⁾.

1) Nach Aussage von Bibliotheksbeamten war H. einer der stärksten, vielleicht der stärkste Benutzer der Universitätsbibliothek.

2) „Über die Stellung der klassischen Philologie in der Gegenwart“, Leipzig S. Hirzel 1888, 35 S.

3) Der Vorwurf M. Foerstlers, Jahrb. der deutsch. Shakesp.-Ges. XXIX, (1913) S. 254, Hirzel kenne die moderne neuphilologische Literatur über

Wenn die erste Periode der Hirzelschen Schriftstellerleistung durch seine Leipziger Untersuchungen zu Cicero charakterisiert wurde (siehe oben S. 68), so fallen die zweite und dritte Periode, die wir glauben unterscheiden zu müssen, in die Jenaer Zeit. Der Höhepunkt der zweiten Periode liegt im Jahre 1895 und wurde erreicht durch das Erscheinen seines zweibändigen Werkes „Der Dialog“ Leipzig, XIV, 565 und 473 S. Von Platon war Hirzel ausgegangen, mit der Philosophie von Platons Vorgängern oder Nachfolgern hatten sich die Veröffentlichungen der Leipziger Zeit befaßt; denn auch in seinem Cicerowerk handelt es sich um Studien zur Frage der platonisch-aristotelischen Nachwirkungen. Platon steht nun erst recht im Mittelpunkt des Werkes, das Hirzels Namen weithin bekannt gemacht hat, im „Dialog“¹⁾.

Otto Immisch (BphW. 1896 Nr. 42) lobt an dem Werke, daß Hirzel „die behandelte Kunstform durch den Wechsel der Zeiten geleitet und die Lebensbedingungen des Dialogs durch große Ausblicke in den Kulturzustand der einzelnen Zeiten“ klargelegt habe. Körte a. a. O. S. 11 beanstandet gerade, daß Hirzels Buch sich zur größeren Hälfte „mit dem künstlichen Scheinleben einer in Wahrheit abgestorbenen (d. h. mit Platon ausgestorbenen) Gattung“ befasse. Während Weißenfels (WfklPh. 1896, Nr. 7) bedauert, daß „der Höhepunkt des Dialogs“, den er selbst bei Lukian sucht, zugunsten Platons von Hirzel verschoben sei, tadelt Immisch a. a. O., daß Platon zugunsten Plutarchs und Lukians zurücktrete! De gustibus non est disputandum. Gegenüber dieser Kritik fällt die Anerkennung aller drei genannten Beurteiler stärker in die Wagschale. Ungeachtet der auch hier zutage tretenden schriftstellerischen Mängel in der Architektonik des Buches war und bleibt man sich darüber einig, daß im Dialog eine ungeheure Fülle von Stoff in glänzender

Plutarchs Einfluß nicht genügend, wird ihn selbst wenig berührt haben. Dafür kannte er die Quellen besser als irgend einer.

¹⁾ In die zweite Periode (1886—1900) gehören außer den S. 71,1 und S. 64,1 zitierten akademischen Reden noch folgende Abhandlungen:
1887: Polykrates' Anklage und Lysias' Verteidigung des Sokrates, Rh. Mus. XLII, 239—250.

1888: Ein Symposion des Asconius, Rh. Mus. XLIII, 314—317.

— Die Eupatriden, Rh. Mus. XLIII, 631—635.

1890: Aristoxenos und Platons erster Alkibiades, Rh. Mus. XLV, 419—435.

1892: Zur Charakteristik Theopomps, Rh. Mus. XLVII, 359—389, interessant durch den Nachweis der Abhängigkeit der Anekdoten Prokops von Th.

1896: Die Homonymie der griechischen Götter nach der Lehre antiker Theologen, Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss. Philol.-hist. Kl. XLVIII, S. 277—337.

Methode verarbeitet ist, daß die Kapitel über Platon und Cicero am höchsten stehen und auch die skizzenhafte Behandlung der Nachblüte¹⁾ des Dialogs bis zur Gegenwart erstaunliche Belesenheit und literarische Erkenntnis verrät. Ich selber kann mein eigenes Empfinden nicht besser als mit Immischs Worten wiedergeben, der nach Anerkennung der Meisterschaft Hirzels in der Beherrschung des Stoffes die Worte anfügt: „Dazu kommt, dem Leser das tüchtige Werk verschönend, das Gefühl, einer wahrhaft vornehmen Persönlichkeit sich anzuvertrauen.“ Was endlich Hirzels Verhältnis zu den alten Schriftstellern selber anlange, so sei es „von jener vertraulichen Art, die G. Hermann einst an der zur Geschichtswissenschaft strebenden modernen Philologie zu vermissen begann“. „Alles schmeckt nach der Quelle“ — dieses Urteil von Weißenfels will bei einem Buche von über tausend Seiten wahrlich etwas besagen! So bedeutend nach unserer Meinung gerade die Werke der dritten Periode in Hirzels Publizistik sind, es ist nicht ausgeschlossen, daß sie in ihrer Wirkung auf die Zukunft hinter dem „Dialog“ zurückstehen werden, daß Rudolf Hirzels Name²⁾ letzten Endes aufs innigste und dauernd mit jenem Werke verbunden bleiben wird, das unseres Erachtens nicht nur für die Sokratik eine bleibende Leistung bedeutet, sondern auch für Cicero, Seneca, Dion, Plutarch und Lukian. Dann aber hätte die zweite Periode als der Höhepunkt der Arbeit Hirzels zu gelten.

Die dritte Periode, die mit der Jahrhundertwende beginnt und mit dem erst nach Hirzels Tode von G. Goetz veröffentlichten Werke über den „Namen“ (1918) ihren Abschluß findet, kann man als die juristische in Hirzels Werken bezeichnen³⁾. Auch sie zeigt deutlich Hirzels philologische Eigenart, seine Kunst der Interpretation und seine durch unablässiges Lesen gestärkte Kombinationsgabe. Dabei ist aufs schärfste zu betonen, daß auch diese Arbeiten innerlich

¹⁾ Wilamowitz, Platon I S. 736 sieht in Hirzels Verfolgung der Nachblüte die „Stärke“ des Buches.

²⁾ Am 13. Januar 1896 wurde er zum Ordentlichen Mitglied der Sächs. Ges. der Wissenschaften gewählt. Das war die äußere Anerkennung für den Dialog.

³⁾ Wie ernsthaft die Juristen selbst die Förderung der Rechtswissenschaft durch Hirzels Arbeiten genommen haben, beweist der Wortlaut des Diploms der Leipziger juristischen Fakultät bei seiner Promotion zum Dr. iur. hon. c. (15. Februar 1913). Er wird gefeiert als derjenige „qui non solum philosophicas quaestiones subtilissime doctissimeque tractavit, sed etiam egregiis illis libris quos de iure iurando, de Themide et Dica, de poena lapidationis conscripsit historiam iuris antiqui Graecorum potissimum insigniter promovit gratiamque apud iurisconsultos inicit singularem“.

mit denen der früheren Perioden in Hirzels Entwicklung zusammenhängen. Wenn er in seinem Dankschreiben an die philosophische Fakultät für die Glückwünsche zu seinem 70. Geburtstage sagt: „ich habe die Probleme nicht gesucht, sie sind mir zugewachsen“, so gilt dieses Wort auch für seine juristischen Arbeiten. Die Rechtsbegriffe, die er im Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung bis in unsere Tage hinein verfolgt — sogar das europäische „Gleichgewichtsproblem“ hat er behandelt¹⁾ —, sind ihm, wie ich behaupten möchte, fast durchweg bei Platon aufgestiegen; von ihm aus hat er den Weg — rückwärts bis zum Homer — und vorwärts durch die Jahrhunderte angetreten. Daß er gerade rechtliche Fragen untersuchte, hängt wohl mit seinem Wahrheitsstreben zusammen²⁾. Gefördert aber hat er die Erkenntnis der griechischen Rechtsentwicklung, ganz gegen seine Gewohnheiten aus früherer Zeit, in kürzeren Einzelarbeiten. Nur die „Themis“, 1907, das reifste dieser Werke, ist größeren Umfanges³⁾.

Um die den rechtsphilosophischen Fragen gewidmeten Arbeiten im Zusammenhang besprechen zu können, müssen wir zunächst zwei Werke der letzten Periode, die aus dem Rahmen herausfallen, ausscheiden. 1904 veröffentlichte Hirzel — offenbar hat er aber schon vor 1900 daran gearbeitet — innerhalb des bekannten Buches seines Freundes Viktor Gardthausen⁴⁾ „Augustus und seine Zeit“ den lesenswerten (skizzenhaften) Aufsatz über „Philosophie im Zeitalter des Augustus“, der im ersten Bande S. 1296—1317 abgedruckt ist und vielleicht deshalb flottes Lesen ermöglicht, weil die gelehrten Anmerkungen im zweiten Bande (S. 881—892) besonders geboten werden. Erweist sich nun Hirzels philosophische Skizze bei Gardthausen als eine Fortsetzung seiner Leipziger Quellenforschung zur römischen Philosophie und gleichzeitig als ein Freundschaftsbeweis, so steht es mit dem 1912 erschienenen „Plutarch“ nicht anders.

1) Sehr ausführliche Randbemerkungen in seinem Handexemplar der „Themis“ zu S. 317 ff.

2) Die feinsinnige Rede als Prorektor (1905), in der untersucht wird, „was die Wahrheit für die Griechen war“ ist aus dem Geist seiner juristischen Studien heraus geboren. (Vgl. oben S. 57).

3) Themis, Dike und Verwandtes. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsidee bei den Griechen. Leipzig 1907, VI, 446 S.

4) Der „Muse“ seines Freundes verdankt Gardthausen in der Vorrede die Übersetzung der zahlreichen für die Zeit des Augustus charakteristischen Epigramme. In der Tat eine Leistung, die für Hirzels inniges Verhältnis auch zur Poesie spricht.

Auch er steht mit früheren Arbeiten in Verbindung, mit dem „Dialog“, auch er ist als Gelegenheitsarbeit aufzufassen und wie der eben genannte Aufsatz nicht eigentlich eine selbständige Arbeit, sondern als viertes Heft der rühmlich bekannt gewordenen Sammlung „das Erbe der Alten“ herausgegeben (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theod. Weicher, 211 S.). In der Widmung an die Freunde Otto Crusius und Otto Immisch *οἱ εἰσι πατέρες τοῦ λόγου* bekennt er die Anregung. Die Darstellung Plutarchs ist eine ausgezeichnete Leistung, in der die Schwächen der Hirzelschen Komposition am geringsten hervortreten. Der liebenswürdige Philosoph von Chaironeia hat an Hirzel einen warmen Freund gefunden. Wir haben keine Behandlung Plutarchs, die diesen merkwürdigen Mann so liebevoll herausarbeitet, wie es Hirzel tut. Man vermutet hier mit Recht Seelenverwandtschaft. Wer Hirzel selber verstehen lernen will, lese, was er über Plutarchs Parallelbiographien (besonders S. 66—70) sagt. Wer Hirzels allzu starke Neigung für Parallelen tadelt, beachte die Worte, die er S. 42 zur Entschuldigung des Plutarch vorbringt: „Geister, die kenntnisreich die Welt in ihrer Breite überschauen, werden zu solchen Vergleichen die Neigung zugleich und die Fähigkeit haben“¹⁾. Keines der Hirzelschen Bücher eignet sich so zum Lesen wie der „Plutarch“.

Scheiden also, wie gesagt, die Beiträge für Gardthausens Werk und für die Sammlung von Crusius und Immisch als Gelegenheits- oder besser Lieblingsarbeiten aus, so bleiben, wenn man die bereits S. 57 und 74,¹⁾ erwähnte akademische Rede von 1905 abrechnet, neun Arbeiten übrig, die Hirzels besondere Leistung bedeuten, da er hier ein Gebiet betritt, das zu bearbeiten ihm seine weit über das Durchschnittsmaß gehende rechtshistorische Bildung ermöglichte. Die Vorzüge und Mängel seiner Art treten auch hier deutlich hervor. Als Quellenkenner allen überlegen erschwert er dem Leser das Verständnis durch das Fehlen von zusammenfassenden Rückblicken, durch lockere Gliederung und umfangreiche Abschweifungen. Oft verlaufen die Untersuchungen sozusagen im Sande, wie bei seinem Meister Platon. Das scheint mir weniger Gleichgültigkeit gegen den Leser als Folge seiner peinlichen Wahrheitsliebe, die oft den kleinsten, unscheinbarsten Schattierungen zuliebe klare Umrisse und Ergebnisse verschmähete.

Wir beschränken uns auf die drei im juristischen Doktor-

¹⁾ Vgl. meine ausführliche Besprechung WfklPh. (1912) Nr. 45 Sp. 1222 bis 1226.

diplom¹⁾ (1913) genannten Arbeiten und auf die während seiner langwierigen Krankheit entstandenen letzten Abhandlungen²⁾.

Das erste Werk, in dem sich Hirzels tiefgehendes Studium rechtsphilosophischer Bücher aller Zeiten und Kulturvölker zeigt, war „Der Eid. Ein Beitrag zu seiner Geschichte“. (Leipzig 1902, 225 S.) Mit großer Besonnenheit werden hier historisch-genetisch die Wandlungen in der Schätzung des Eides bei den Griechen abgehandelt, wobei mit feinsten Psychologie, wie sie nur der Kenner aller literarischen Schöpfungen der Griechen haben kann, die inneren Ursachen besprochen werden, die den Eid allmählich zum Vertrag, zum Rechtsgeschäft machten oder aber sein Ansehen sinken ließen. Analogien und Abweichungen bei anderen Völkern werden — echt plutarchisch — zur besseren Beleuchtung der einzelnen Verhältnisse herangezogen, ohne daß die Fülle des Gebotenen jemals aufdringlich oder langweilend wirkte³⁾. — Eine Fortsetzung solcher mit den Mitteln der philologischen Methode und philosophischen Erkenntnis unternommenen historisch-genetischen Untersuchung der Rechtsbegriffe der Griechen ist das schon S. 74 erwähnte inhaltreiche Buch über „Themis, Dike und Verwandtes“ (1907), wohl dasjenige unter Hirzels Werken, das seinen Namen in weiteren Gelehrtenkreisen und im Auslande am meisten bekannt gemacht hat. Wenigstens beweisen diese Ansicht zahlreiche Besprechungen, die im Gegensatz zu anderen Büchern gerade die „Themis“ gefunden hat⁴⁾. Die verschiedenen Bezeichnungen für ähnliche rechtliche Begriffe interessieren den Verfasser, der Sprachgebrauch des Volkes

1) Siehe S. 73, a.

2) Nur erwähnen wollen wir aus Gründen der Vollständigkeit:

Νόμος ἄγραφος, Abh. d. Sächs. Ges. d. Wiss. Philol.-hist. Kl. XX 1, 1—100 (1900).

Der Selbstmord, Archiv f. Religionswiss. XI, 75—104, 243—284, 417—476 (1908). (Ungeheuer reiches Material in schwer lesbarer Verarbeitung!)

Die Talion, Philol. Suppl. Bd. XI, 407—482 (1911).

3) Vgl. die Kritik von P. Stengel, BphW. 1902 Nr. 50.

4) Außer in juristischen Zeitschriften (vgl. u. a. Zeitschr. f. d. ges. Strafrechtswiss. XXVIII, Heft 3) finden sich Besprechungen in American Journal of Philology 29 (1908) p. 213—223 von W. A. Heidel, in der Revue des Études Ethnographiques et Sociologiques (1908) p. 279—284 von Paul Huvelin, im Bolletino di Filologia Class. XIV, (1908) Nr. 12 von G. Fraccaroli. Von deutschen philologischen Anzeigen nenne ich: Swoboda in Nr. 18 der Neuen Philol. Rundschau (1908), W. Kroll in Neue Jahrb. f. kl. Alt. 1908, S. 581 f., Th. Thalheim im BphW. 1908, Sp. 49—52, Fr. Cauer in Nr. 13 der WfklPh. 1909.

ebenso sehr wie die Terminologie des Philosophen. Feinsinnig arbeitet er die Zwischenstellung der Dichter heraus. Weit abgelegene poetische Fragmente werden nicht minder herangezogen wie seltene Inschriften. In großem Zusammenhange untersucht er so von innen her, zunächst rein philologisch mit Hilfe der Etymologie¹⁾, die für die griechische Rechtsauffassung grundlegenden Begriffe: Themis, Dike, Gleichheit und Gesetz. Vier lehrreiche und gut lesbare Kapitel, denen sich zehn inhaltschwere Exkurse anschließen, von denen der siebente den wichtigen Unterschied von ὁμοιος und ἴσος, der neunte die Entwicklung des Begriffs der ἀνάγκη behandeln. Religionswissenschaftliche Fragen finden dabei häufig bei der engen Verwandtschaft zwischen Recht und Religion ausführliche Behandlung; das gilt vor allem für die Begriffe Themis und Dike selbst, indem im Widerspruch mit den landläufigen Ableitungen Themis als „die Göttin des guten Rates“, Dike als Göttin des Schiedsgerichtes (dann als Straf- und Rache-göttin) aufgefaßt wird. Besonders anregend zu weiteren Forschungen scheint mir der Abschnitt, der der „Gleichheit“ gewidmet ist (S. 228—320), in welchem Zusammenhange auch sehr ausführlich von der Freiheit, der rein persönlichen sowohl wie der politischen und moralischen, die Rede ist. Recht und Gesetz im griechischen Geistesleben wäre wohl der ansprechendere Titel für dieses tiefschürfende Buch gewesen²⁾, doch ist gerade der von Hirzel gewählte bezeichnend für seine Art, für seine Bescheidenheit³⁾ sowohl, die jedem Prunken abhold war, wie für seine strengwissenschaftliche Wahrheitsliebe. Die mit philologischen Mitteln durchgeführte Untersuchung griechischer Wörter stellte er voran, obwohl für die Wissenschaft gerade die philosophisch-historische Entwicklungsgeschichte der Begriffe, wie sie Hirzel bietet, fruchtbar und entscheidend wurde. Niemals aber hätte das Buch seine Tiefe erhalten ohne die langjährigen, rein juristischen Studien des Verfassers. — Von ihnen legt auch der in den Abhandlungen der Philologisch-Historischen Klasse der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (1909) XXVII 7 erschienene Aufsatz „Die Strafe der

¹⁾ Seine Etymologie von θεμις und δίκη hat indessen wenig Anklang gefunden.

²⁾ Wilamowitz, Platon I S. 740 anerkennt H.s Bescheidenheit auch für den „Dialog“, der kein „Versuch“ sei, wie der Verfasser meinte, sondern „ein in sich abgeschlossenes lehrhaftes Werk, das den Stoff und die Untersuchung und das Urteil gleichermaßen vorlege“.

³⁾ „H.s Buch, das scheinbar nur die Entwicklung einiger Begriffe verfolgt, ist im Grunde nichts weniger als eine Philosophie des griechischen Rechts“ (W. Kroll a. a. O.).

Steinigung“ Zeugnis ab. Entgegen der wohl durch die römische Auffassung bedingten Beurteilung der Steinigung als einer „Handlung öffentlicher Selbsthilfe“ weist Hirzel hier mit der Sicherheit des Rechtsgelehrten „den guten rechtlichen Grund“ der eigenartigen Strafe nach, die sich „auf dem Grunde einer rechtlichen Ordnung“ vollzogen habe. Die Steinigung Absaloms und des Boten, der den Bewohnern von Carrhae die Todesnachricht des Kaisers Julian brachte, erhält in solchem Zusammenhange neue Beleuchtung. Die Beweggründe für die Steinigung, deren Endzweck nicht die Tötung, sondern die Ausstoßung aus der Gemeinde gewesen sei, werden mit ebensolcher Sorgfalt geprüft wie die Opfer dieser im Altertum nicht nur durch eine rechtliche, sondern auch durch eine sakrale Sanktion geschützten Justiz¹⁾.

Daß Hirzel sich trotz seines stillen Gelehrtendaseins allmählich doch nach außen durchsetzte — ohne daß er je nach dieser Richtung hin einen Schritt getan hätte —, beweist das Echo seiner „Themis“, auf das wir hinwiesen. Anerkennung durfte schließlich nicht ausbleiben. Die Bayrische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn (18. November 1911) zu ihrem korrespondierenden Mitgliede. Die Ehrung der Leipziger Juristenfakultät (Februar 1913, siehe oben S. 73,3:), über die er sich herzlich gefreut hat, traf ihn bereits auf dem Krankenlager. Mehr als fünf Jahre hat Rudolf Hirzel mit schwerem Leiden kämpfen müssen, und doch haben diese Jahre das Bild des rastlos fleißigen, bei allem Ernst so lebensfrohen Mannes nicht beeinträchtigen können. Die *εὐθυμία* blieb ihm bis zum letzten Tage.

Bald nach den Sommerferien 1912 erkrankte Hirzel und wurde bettlägerig. Es handelte sich um eine nicht völlig aufgeklärte Infektionskrankheit (Septichämie?), die schwere Schüttelfröste und bedenkliche Fieberanstiege auslöste, wodurch die Herztätigkeit stark geschädigt wurde. Zwar ließ ihm die Krankheit Pausen, in denen er sich merklich erholte, so daß man glaubte, seine zähe Natur werde den tückischen Keimen Widerstand leisten. Gelegentlich konnte er kleine Ausgänge in seinen Garten und Ausfahrten unternehmen; doch reichte er 1914 sein Abschiedsgesuch ein. Der Antrittsrede seines Nachfolgers Jensen²⁾ in der Aula der Universität (29. Oktober 1913) konnte er beiwohnen. Jena hat er aber seit dem Herbst 1912 nicht mehr verlassen³⁾; in dem letzten Jahre war ihm das Treppen-

¹⁾ B. v. Hagen, WkIph. 1909, Nr. 51 Sp. 1392—96.

²⁾ Für Jensen wurde zunächst ein Ersatzordinariat eingerichtet.

³⁾ Als Kranker hat er den Einzug in sein eigenes Haus (Sedanstraße 14) im Frühjahr 1913 erleben müssen.

steigen verboten, so daß er nicht mehr in seine Studierstube zu den geliebten Büchern konnte. Den Weg des ewigen Lesens und Lernens ging er indessen, der tückischen Krankheit zum Trotz, unentwegt weiter, ärztliche Verbote mit dem ihm eigenen Lächeln völlig außer Acht lassend. Auch als bettlägeriger Fieberkranker hat er, soweit es sein Zustand erlaubte, schwer gearbeitet. Seine beiden letzten Abhandlungen, die er noch erlebt hat, die *οὐσία*¹⁾ und „Die Person“²⁾, hat er vom Krankenbett aus in die Öffentlichkeit geschickt. Obwohl er mir die Herausgabe beider Manuskripte anvertraut hatte, nahm er an der Drucklegung lebendigsten Anteil und versah die Bogen im Bett mit zahlreichen Bemerkungen. Es war bewundernswert, mit welcher Energie und geistiger Schärfe er auch an Tagen schwerer Anfälle sich in die Gedankengänge des Manuskriptes fand. In der Abhandlung über *οὐσία* wird in vorbildlicher Beweisführung gezeigt, wie die konkrete Bedeutung des Wortes „Besitz, Anwesen“ das Ursprüngliche ist, und wie sich ganz allmählich der philosophische Terminus „Wesen“ „Substanz“ herausbildete, der von Platon und Aristoteles an in der Philosophie sich behauptete, während sich in der Volkssprache bis ins Neugriechische hinein die alte Bedeutung von *οὐσία* = Besitz, Vermögen erhielt. — Handelte es sich in dieser Arbeit also um die Begriffe Vermögen, Wesen, Substanz, so untersucht die von 1914 Begriff und Namen der „Person“. Hirzel bekennt auf Seite 4 selbst, in den Spuren Trendelenburgs zu wandeln, dessen Aufsatz „Zur Geschichte des Wortes Person“ R. Eucken in den Kantstudien (1908) herausgegeben hat, und dessen Hörer Hirzel im S. S. 1867 in Berlin gewesen war³⁾. „In weiterem Umfange, als Trendelenburg wollte“, wird hier einer geschichtlichen Entwicklung des Namens und Begriffs der Person nachgespürt, wobei *σῶμα*, *ψυχή*, *φύσις*, *ἦθος*, *καρδία*, *κεφαλή*, *πρόσωπον* und schließlich das lateinische *persona* bis in die juristischen und theologischen Spekulationen nachchristlicher Jahrhunderte verfolgt werden. — Besonders eifrig hat dann endlich Rudolf Hirzel an dem Werke gearbeitet, dessen Abschluß er nicht mehr erleben sollte, und das Fragment geblieben ist. G. Goetz hat das nicht hoch genug zu preisende Verdienst, die Abhandlung, so wie sie sich im Nachlaß vorfand, herausgegeben zu haben. Die warmen Worte der Dankbarkeit, die er am

1) 1913 erschienen im *Philologus* 72 (N. F. 26) S. 42—64.

2) 1914. Die Person. Begriff und Name derselben im Altertum. Ber. d. Bayr. Akad. d. Wiss. philos.-philol. und hist. Kl., 54 S.

3) Über Trendelenburgs Wirkung vgl. jetzt Ed. Spranger, in dem Teubnerschen Sammelbände „Vom Altertum zur Gegenwart“ (1919) S. 73 f.

3. Januar 1918 dem am 30. Dezember 1917 heimgegangenen Kollegen im Namen der philosophischen Fakultät und im eigenen bei der schlichten Trauerfeier in der Leichenhalle des Friedhofes in Jena widmete, hat er damit in die Tat umgesetzt. Das 100 Seiten umfassende Fragment ist in hohem Maße geeignet, das Andenken Hirzels unter Forschern und Freunden lebendig zu erhalten und enthält nach einleitenden Bemerkungen über Realität und Macht des Namens sehr wertvolle Sammlungen über Namenlosigkeit und Anfänge der Namensgebung sowie über alle die zahllosen Zufälligkeiten, die sich mit dem Namen an das betreffende Individuum heften. Ein echter Hirzel — ist dieser letzte Versuch unseres Meisters zugleich ein schönes Zeichen jener Geistesfrische und -klarheit, die auch in schweren Zeiten und trüben Stunden ihm geblieben war. Den Weltkrieg hat er mit stets gleichbleibendem Interesse in allen Phasen seiner Entwicklung verfolgt; als er starb, hatten wir den Gegner im Osten besiegt und verhandelten mit ihm in Brest-Litowsk. Den Zusammenbruch Deutschlands hat er nicht mehr erlebt; die Schmach des Vaterlandes blieb dem Kämpfer von Sedan und Paris erspart.

Aufrecht und unangefochten ist er seinen Weg bis zuletzt gegangen und hat auch vor den Pforten des Hades nicht gebangt. Mit Platon hatten seine Studien begonnen, ihm haben letzten Endes alle seine Arbeiten gegolten; im Sinne der platonischen Akademie hat er als Lehrer gewirkt, den Universitäten Leipzig und Jena zur Zierde. Und auch seine Lebensauffassung war schließlich die des platonischen Sokrates: *ὁ δ' ἀνεξέταστος βίος οὐ βιωτὸς ἀνθρώπων.*

Ich aber glaube diesen ersten Versuch einer Würdigung des Lebens und Wirkens von Rudolf Hirzel nicht besser abschließen zu können als mit den Worten Gustav Freytags, die ich im Namen seiner alten Schüler dem edlen Manne an seinem Sarge nachgerufen habe:

„Tüchtiges Leben endet auf Erden nicht mit dem Tode; es dauert im Gemüt und Tun der Freunde!“